

(Nachdruck verboten.)

12]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Es ist gut“, sagte er, „ich werde um halb sieben Uhr mit essen.“

Sie verlangte nicht mehr: die Vorschubung der Essenszeit, die nur eine Vorbereitung war, genügte für den Moment. Das übrige, das heißt die Hauptsache, würde später kommen.

Courteuse mußte, um von seinem Zimmer in das Eßzimmer zu gelangen, den Salon passieren; als er ihn durchschritt, blieb er erstaunt stehen, obwohl er nicht die Gewohnheit hatte, seiner Umgebung viel Aufmerksamkeit zu schenken: seinen Augen und gleichzeitig seinem Geruch fielen die Blumen auf, die sich überall fanden: in den Vasen des Kamins und in den Konsolen frisch abgeschnittene Rosen, in den Blumentischen Nesselstöcke und Farrenkräuter.

Während trat er in das Eßzimmer ein:

„Es wundert mich wirklich nicht, wenn Du Beklemmungen hast; man braucht den Grund davon nicht weit zu suchen: das kommt vom Geruch der Pflanzen her, die den Salon verstopfen wie den Laden eines Gärtners am Vorabend eines Namensfestes.“

„Blumenduft hat mir niemals geschadet, im Gegenteil, er beruhigt mich.“

„Offenbar.“

Die Veränderung der Eßstunde und die Blumen im Salon hatten ihn in schlimme Laune versetzt; er sah, ohne etwas anderes zu sprechen, als daß er sich darüber beklagte, eine dringliche Arbeit liegen gelassen zu haben.

„Kannst Du sie denn nicht nach dem Essen wieder aufnehmen?“

„Wie das angenehm ist, vom Tisch weg zu arbeiten!“

„Ich werde Dir Gesellschaft leisten, um so lieber, als ich heute nicht in dem Pavillon bleiben könnte, weil die Luft feucht ist und ich eine Erkältung fürchte.“

„Die Bitterung ist aber ganz und gar nicht feucht.“

„Nun, ich fürchte den Abenddunst und die Nachbarschaft des Flusses.“

„Oh! die kränklichen Frauen!“ sagte er achselzuckend.

„Was für mich schlecht ist, macht Dir nichts; Du kannst, nachdem Deine Arbeit beendet ist, den Rest des Abends im Pavillon zubringen, ich werde mich schlafen legen.“

„Nun, da ist ja das Vergnügen vollständig!“

Als er das Eßzimmer verließ, um in sein Bureau zu gehen, folgte sie ihm, bereitet ihm den Kaffee, den er schreibend in kleinen Zügen trank, während sie eine Pfeife stopfte und sie ihm nebst dem Zidibus so nahe stellte, daß er nur die Hand danach auszustrecken brauchte. Die aufopferndste Frau hätte nicht zärtlicher und aufmerksamer gegen einen geliebten Gatten sein können. Darauf setzte sie sich ans andere Ende des Zimmers unter das Licht der Lampe und entfaltete eine Zeitung, in deren Lektüre sie sich zu vertiefen schien.

Es war ein häßlicher Winterabend, mit dem einzigen Unterschied von einem gewöhnlichen, daß kein Feuer im Kamin brannte, und daß dafür das Fenster offen stand. Es fröstelte ihn und er sagte:

„Der Winter fängt bereits an. Welch' häßliches Wetter!“

„Ich finde es hier ganz behaglich.“

Sie sagte dies mit sanftem, fast zärtlich klingendem Tone und nahm die Lektüre ihrer Zeitung wieder auf.

Courteuse pflegte erst nach der zweiten oder dritten Pfeife seinen Grog zu sich zu nehmen. Als Hortense den Zeitpunkt für gekommen hielt, erhob sie sich.

„Wohin gehst Du?“ frug er.

„Deinen Grog zurechtmachen.“

„Alingle doch lieber nach Celantie; das Mädchen ist unerträglich; sie vergift alles.“

„Sie dachte gewiß nicht daran, weil wir jetzt früher speisen; ich werde ihn selbst holen, das ist einfacher.“

Sie kam alsbald mit dem Glase zurück, das mit einer goldfarbenen Flüssigkeit angefüllt war, in deren Bodensatz kleine weiße Krystalle zu sehen waren.

„Was ist denn das?“ frug er und hielt das Glas gegen das Licht.

„Du sprichst mit mir doch gestern von Martinique-Zucker.“

„Du willst wohl sagen, daß Du davon gesprochen hast.“

„Nun, wir sprachen eben davon, und da dieser Zucker für die Getränke besser ist, als raffinierter, so habe ich für Dich welchen kaufen lassen.“

Dabei nahm sie ein Löffelchen voll Grog aus dem Glase, aber ohne die Mischung umzurühren, und kostete.

„In der That“, sagte sie nach einem Weilschen, „wenn ich den Zucker liebte, so würde ich nur von diesem nehmen; er hat einen vorzüglichen Geschmack.“

Nachdem er einmal die Krystalle bemerkt hatte, die umzergangen im Glase geblieben waren, wollte sie ihm nicht die Freiheit einer Meinung lassen, diesen Zucker zurückzuweisen.

„Koste übrigens selbst“, sagte sie.

Er führte das Glas an die Lippen und dabei blickte sie ihn lächelnd an, als ob sie keine andere Sorge habe als die, ob er ihrer Meinung über den Martinique-Zucker sei.

„Du hast den Grog so stark gemacht“, sagte Courteuse, nachdem er einen Schluck genommen hatte, „daß man nur noch den Brantwein schmeckt.“

Darauf hatte sie gerechnet — nunmehr war sie ruhig. Nachdem er aber fast das ganze Glas geleert hatte, bemerkte er:

„Der Zucker löst sich schlecht auf.“

„Das ist seine Eigenschaft“, antwortete sie dreist.

Er erwiderte nichts, sondern leerte den Rest des Glases in sein Löffelchen und zerbiß die Krystalle unter den Zähnen.

Die Zeit verstrich und sein normaler Zustand war durch nichts gestört worden; endlich wurden ihm die Augen trübe und er gähnte.

„Wolltest Du nicht frühzeitig schlafen gehen?“ fragte er.

„Wann es Dir beliebt.“

Sie stiegen in den ersten Stock hinauf und Madame Courteuse trat mit in das Schlafzimmer ihres Mannes ein, um zu sehen, ob dort alles in Ordnung sei.

„Hast Du auch den Hebel des Läutwerks heruntergelassen?“ frug sie, indem sie die Lampe anzündete, welche die ganze Nacht auf dem Kamin brannte.

„Als ob ich die Gewohnheit hätte, es zu vergessen.“

„Also gute Nacht.“

„Gute Nacht“, sagte er mit schläfriger Stimme.

In ihrem Zimmer angekommen, verläuschte sie ihre Toilette mit einem eleganten, mittels Eau de Cologne parfümierten Deshabillé, zündete ihre Nachtlampe an, kauerte sich in einen Fauteuil nieder und wartete.

Schläft er?

So gern sie sich Gewißheit über die Frage, die sie aufregte, verschafft hätte, so rührte sie sich doch nicht vor halb zwölf Uhr. Dann stand sie auf und näherte sich mit leisen Schritten dem Zimmer ihres Gatten.

An der Thüre horchend, sagten ihr seine ruhigen, regelmäßigen Atemzüge, daß er schlafe; sie schlich sich zum Bett, beugte sich über ihn, ohne daß er eine Bewegung gemacht hätte.

Das war bestimmt der schwere Schlaf, auf den sie gerechnet hatte. Sie richtete den Hebel des Läutwerks auf, stellte, wie es verabredet war, die Nachtlampe vor das erste Fenster und ging in das Erdgeschloß hinab. Fünf Minuten vor Mitternacht schob sie den Kiegel der Hofthür zurück und blieb hinter derselben auf dem Hockwinkel stehen. Nachdem drei bis vier Minuten verstrichen waren, hörte sie im Gähnen auf dem Kies das Knirschen eines leichten und schnellen Schrittes: „wie eilig er ankommt!“ Leise hob sie den Drücker, stieß die Thür auf und schloß sie schnell wieder.

„Ich bin da“, flüsterte sie.

Sie führte ihn an der Hand in den Salon, wo sie alle Kerzen der Armleuchter angezündet hatte.

— „Aber das ist ja ein Fest!“ sagte er, von dem Licht geblendet.

— „Unser Hochzeitsabend!“

— „Und der Pavillon?“

„Da machtest Du mir ja zärtlich den Hof, aber erst heute gehören wir einander vollständig an.“

„Wenn dem doch so wäre!“ sagte er, sie an sich pressend



XIV.

Als sich Courteheuse am anderen Abend nach sieben Uhr an den Tisch setzte, sah er nur sein Couvert aufgelegt.

„Ist denn Du nicht?“ fragte er erstaunt.

„Ich habe schon gegessen.“

„Wie, gegessen?“

„Schon um halb sieben Uhr. Nach dem gestrigen frühzeitigen Essen habe ich eine so gute, so angenehme, ja die beste Nacht meines Lebens verbracht, ich will mir diese Erfahrung zu nütze machen. Künftighin werde ich immer um halb sieben Uhr essen.“

„Das ist ja recht angenehm für mich!“

„Du wirst dabei nichts einbüßen, wenn Dir diese Stunde nicht paßt, so werde ich es schon einrichten, daß die Qualität Deines Diners dadurch nichts verliert.“

„Man wird also zwei Dinners herrichten?“

„Ich bin sicher, daß Dein Hammelragout, das man Dir heute servieren wird, nicht weniger gut ist, als wenn es erst für ein halb acht Uhr vorbereitet worden wäre.“

„Das geht wohl für die Ragouts, wie wird es aber bei den Braten sein?“

„Nun, freilich.“

„Also bin ich zum Ragoutessen verurteilt?“

Sie antwortete nichts; aber an den darauf folgenden Tagen wurde das Abendessen auf gleiche Weise eingenommen. Am dritten Tage endlich erklärte Courteheuse, nachdem er sehr stark auf „die Kränklichen“ geschimpft hatte, er werde von nun an auch um halb sieben Uhr essen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

**Der Bauer.**

Von Georges de Lhs.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

I.

Seit den langen Wochen der Belagerung verzehrte sich Jean Maujard vor Heimweh nach dem fleckigen Land, das er hatte in Stich lassen müssen. Er fühlte sich unbehaglich zwischen den Mauern der hohen Stadtgebäude und sehnte sich zurück nach seiner Bauernhütte mit dem harten Boden und zerspaltenen Dach, in der er aber sein Lebtag gewohnt. Er geriet in Wut, namentlich, wenn er an das mit Kartoffeln bepflanzte Feld dachte, die er hatte verlassen müssen, dem sie waren noch nicht reif, als er sich in die Stadt flüchtete. Und er sah sie jetzt, wie sie aus der Erde hervortraten und nach guter Erde dufteten. Ihr gesunder, frischer Geschmack ließ ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen, während er unzufrieden die tägliche Portion hinunterwürgte, diese magere Ration, die man sich noch an den Thüren der Räden in diesem unglückseligen Paris stundenlang erbetteln mußte!

An diesem Morgen war die Temperatur nach kalten Tagen milder geworden; der aufgethaute Boden würde sich dem Spaten gefügig machen. Maujard faßte plötzlich einen Entschluß; er packte seine Hade, nahm einen Sad über die Schulter und ging, fest entschlossen, sich seine Ernte zu holen.

In der Straße abnete er tief auf, und die Aussicht, zwei Fuß tief in seine Erde zu graben, stimmte ihn heiter. Die neblige Atmosphäre führte einen Aufgeruch herbei; der niedrige, eintönig graue Himmel zeigte nicht einmal jene schweren Wolkensallen, deren Gewirr der Trostlosigkeit des weiten Raumes ein gewisses Leben verleiht. Alles war düster, alles war tot.

Fröhlich schritt Jean Maujard seines Weges.

II.

An der Barriere hatten sich die grünen Töne, die früher die Brustwehren wie eine Borahnung des Landes in die graue Einförmigkeit brachten, verwischt. Die Böschung strotzte von flebrigem Schmutz; tiefe Gleiße, die sich unter den Rädern der Geschütze eingegraben hatten, vereinigten sich mit den Furchen der von den Wagen gezogenen Spuren. Ueberall sah man Leute an den Wällen arbeiten, eine durcheinander gewürfelte Schar von Leuten aller Berufe; der weiße Kittel, die mit frischem Lehm bespritzten Hosen des Manners zeigten sich neben der dunklen Fäde des Schlossers und der Sammethose des Tischlers. Auch Bauern waren vertreten, die vor Kälte starren; träge gruben sie die Erde um und blieben unempfindlich gegen die Redereien der Pariser, für das Gefängel der berufsmäßigen Handwerker, die sich durch ihre höhere Gewandtheit angefeuert fühlten.

Die Barrière, die früher weit geöffnet war und durch das Gewühl der Fußgänger und Wagen einen heiteren Anblick bot, war mit einer Böschung verstärkt, deren äußerste Punkte zwei schmale Durchgänge aufwiesen. Zwei Laufbrücken stellten die Verbindung mit der Dammeile her.

Ein Posten der Nationalgarde war hier aufgestellt. Eine dumpfe Unruhe quälte den Bauer. . . . Wenn diese Leute ihn hinderten, die Stadt zu verlassen?

Die Mannschaft, die vom Dienste nicht in Anspruch genommen war, spielte auf dem Trottoir Karten. Jean Maujard trat mit neugieriger Miene, machte Halt, ging zurück, als wolle er die Spieler betrachten, wandte sich dann der herabgelassenen Zugbrücke zu und benutzte die Unaufmerksamkeit des Postens, der ganz in die Partie seiner Kameraden vertieft war.

Als der Bauer draußen war, richtete er sich auf und schlug den ersten Seitenweg ein. Endlich war er fort aus der Stadt! Er war den Soldaten entwischt. Dieses Wort wurde in seinem Munde zu einem Ausdruck des Hasses. Er verabscheute diese Leute, die ihn von seinem Ader gejagt; er verfolgte sie mit eigensinnigem Groll; Preußen oder Franzosen, das galt ihm gleich! Beide erschienen ihm als die Rasse, die die Wohnungen überfällt und Schener und Keller leert; sie waren die Kraft, die ihn unterjochte; sie waren die Soldaten!

In dem Kopfe des sehnsüchtigen Bauern verband sich das Bild des Soldaten — dieses Nomaden — mit vagabundierenden Rassen, dem Schrecken der Landsträßen, dem diebischen Bettler, dem Gauller mit dem bösen Blick, dem zigeunerischen Landstreicher; und Maujard hatte für alle diese herumziehende Gesellschaft eine geringschägige Verachtung, die durch die Furcht noch vermehrt wurde.

III.

Er war an Bicêtre vorübergekommen und näherte sich nun den östlichen Abhängen des Plateaus von Billejuif. Niemand hatte ihn angehalten, obwohl mehr als ein Marmus ihn in einen Graben gejagt oder hinter eine Hecke geschauelt hatte. Als er das Fort verließ, war er ruhig; das immer näher kommende Land verlieh seinen Beinen Festigkeit, und er schritt munter dahin, als er an einem Mauervorprung auf einen Vorposten stieß.

„Halt! Wer da?“

Der Schrei der Schildwache lähmte den Bauer. Der kommandierende Offizier trat auf ihn zu:

„Wer sind Sie? . . . Wo wollen Sie hin?“

Maujard senkte demütig die Schultern, nahm seinen Hut und drehte ihn verlegen zwischen den Fingern.

„Ich will nach meinem Pachthof,“ stotterte er und warf einen unruhigen Blick umher, als suche er, wo hinaus er entschlüpfen könnte.

„Wo liegt Ihr Pachthof?“

„Hinter Vitry; da hinten; man sieht das Dach von hier, Herr Offizier. Sehen Sie, es handelt sich um meine Kartoffeln . . .“

„Sie sind verrückt! Wie können Sie sich nur über unsere Linien hinaus wagen! . . . Die Preußen. . .“

Maujard betrachtete die um ihn herum stehenden Soldaten und befreundete sich mit ihnen. Bis dahin hatte ihm keiner etwas zuleide gethan. Warum sollten die andern dem schlimmer sein? Daher antwortete er:

„Na, die Preußen sind doch auch Soldaten!“

Der Leutnant mißverstand diese Worte, die er für eine naive, dem Waffenhandwerk dargebrachte Huldigung hielt und lächelte.

Trotzdem verlegte er:

„Verlassen Sie sich darauf nicht, alter Freund; sie könnten weniger gutmütig sein, als Sie vermuten. Uebrigens verbietet mir meine Ordre, Sie durchzulassen. Sie müssen also nach Paris zurück.“

„Aber meine Kartoffeln . . .“

Der Offizier wurde ungeduldig.

„Genug geschwätzt! Rechtsum kehrt! Marsch!“

IV.

Jean Maujard gab nach. Doch sobald er sich außer Schweite des Postens beband, orientierte er sich. Ach, sie ärgerten ihn, die Soldaten! Was kümmerte sie's denn, wenn er auf sein Feld wollte? . . . Das ging sie doch nichts an . . . Gut, er würde doch hingehen und sich dabei schlauer zeigen, als sie!

Wald endete er sein Haus, das nur noch einen halben Kilometer entfernt war, als plötzlich hinter einem Baumstamm eine Schildwache hervortrat und ihn anrief.

„Halt! halt! oder ich gebe Feuer!“

Es waren hier also überall Soldaten? . . . Der Bauer wollte parlamentieren, doch in langen Sähen kam der diensthabende Offizier herbei. Bei einer Runde hatte er den Mann bemerkt, den der Posten verhaftet. Als er Maujard erkannte, wurde er ärgerlich.

„Schon wieder Sie?“

Der Born stieg in ihm auf gegen diesen schamhügeligen Bauernhöpfel. . . . Einer jener Kerle, die sich in Paris auf Kosten der Stadt mästeten, indes die anderen auf den Landsträßen vor Hunger und Kälte umlaffen und die Stunde erwarteten, sich den Kopf zerfälagen zu lassen. . . . Und dabei brachte der Kerl vielleicht dem Feinde Vorschlag!

„Mach, daß Du fortkommst!“ schrie er.

„Na, ich will doch nur meine Kartoffeln holen!“

„Deine Kartoffeln? . . . Ach, Du hältst mich für 'nen andern? . . . Versäwinde oder ich lasse Dir eine Kugel in den Leib jagen!“ Die Schildwache, der die Angst des Bauern Spaß machte, legte an.

Maujard lief davon.

„Na, alter Freund!“ rief ihm der Soldat nach, „hab keine Angst; sie sind ja nicht für die ganze Welt verloren, Deine Kartoffeln. Uns sollen sie schon schmücken!“

Soldat! dachte der Leutnant. Als wenn man sich um 'n



paar Kartoffeln so in Gefahr begiebt! Der Mensch wollte sicher zum Feinde; ich hätte ihn festnehmen lassen sollen.

Dann wandte er sich zur Schildwache:

„Wenn Sie ihn jenseits der Linien noch einmal erblicken, so schießen Sie auf ihn, 's ist ein Spion.“

V.

Als Maujard sich auf einem Kreuzweg befand, geriet er in Rut. . . . Was ging denn diese Soldaten sein Feld an? Hatten sie daran gearbeitet, die Nichtsthner? . . . Ja, die Nichtsthner! . . . Er kannte sie genau, er hatte sie zur Genüge kennen gelernt, wenn sie Sonntags die Niedlichen spielten und die Pfropsen springen ließen! . . .

So was ist nur gut, um Kneiplieder zu singen oder den Arbeitern Sorge zu machen. . . . Und doch wird er auf sein Feld gehen, doch! Man soll nicht von ihm sagen, er sei wieder umgekehrt, ohne die Füße auf sein Land gesetzt zu haben, trotzdem er es schon vor Augen gehabt!

Er geht die Furchen entlang, duckt sich; endlich ist er da!

Doch sein Triumphschrei erstickt in seiner Brust. Sein Haus! Sein armes Haus! . . . Keine Thüren, keine Fensterladen. Alles ist im Feuer drangegangen, sogar die Dachsparren! . . . Tote Kohlen im Herde, Thürangeln unter der kalten Asche, und kein Möbel mehr! . . . Ruiniert, er ist ruiniert!

Bei jedem Verlust, den er bemerkt, wird sein Schmerz heftiger. Ach die Hallunken! . . . Diese Hallunken! . . . Seine geballte Faust streckt sich nach der Schildwache aus, die er auf dem Hügel, in einer Entfernung von einigen hundert Metern erblickt. . . . Und während dieser Bewegung hat er durch die thürlose Oeffnung mit sturem Entsetzen sein Feld erblickt: Zerstampft, zu Grunde gerichtet, vernichtet. . . .

Mit einem Satz steht er in der Mitte des Feldes und schreit unter Gestikulationen:

„Feiglinge! Feiglinge! tötet mich doch auch!“ Und seine Faust erhebt sich wieder gegen den Soldaten, der auf ihn anzulegen scheint.

„Schafslopp! Ich pfeife auf Dein Gewehr! Das trifft nicht auf eine achte Meile, Dein Gewehr! . . . Solche Gewehre giebt's nicht . . . ziele nur, ziele nur, Hallunte; schieß', Laugenichts, schieß' . . .“

Ein heftiger Krampf unterbricht ihn. Entsetzt sieht er eine Rauchwolke über den Hügel dahinziehen, und rot von Blut zieht er die Hand zurück, mit der er instinktiv nach der Brust gefahren ist. . . .

Er wankt und fällt auf das Gesicht, ohne zu begreifen; und wüthend durchwühlt er mit seinen Nägeln die Erde. . . .

Mechanisch hebt er einen dicken Klumpen in seinen streichelnden Fingern auf, läßt ihn von einer Hand in die andere gleiten, fährt ihn an die Nase und beriecht ihn. . . .

Der Bauer denkt nicht mehr an seinen Ruin, er fühlt den Tod nicht mehr; sein ganzes Sein und Empfinden gilt einzig der guten Mutter Erde. . . .

### Kleines Feuilleton.

18. Märktische Ziegel. Der Ziegelofen gehört ebenso wie „Moor, Sand und Heide“ zu den charakteristischsten Wahrzeichen der Mark Brandenburg. Die märktische Ziegelgewinnung ist sehr alt; eingeführt wurde sie durch jene holländischen Kolonisten, die zwischen 1150 und 1160 sich im Havellande ansiedelten. Den nachweislich ältesten Ziegelrohbau Norddeutschlands hat man in der 1271 begonnenen Berliner Klosterkirche vor sich. Ihr Material entstammt einer „Ziegelscheune“, die in der heutigen Bergmannstraße lag und zwar da, wo sich jetzt Habels Brauerei befindet. Bei der ältesten Ziegelbereitung wurde der Thon mit den Füßen getreten und mit der Hand geformt, das Trocnen der Steine fand im Freien statt, das Brennen in sogenannten „Zugöfen“, die ähnlich unsern Badöfen konstruiert waren. Der Betrieb war hierdurch äußerst beschränkt. In den „Hügen“ konnten immer nur eine geringe Anzahl von Steinen gleichzeitig „geboden“ werden; stellte man aber eine Reihe von Öfen nebeneinander, so verteuerte das Brennmaterial die Fabrikation ins Ungeheure, außerdem richteten Rauch und Ruß in der Umgebung maßlosen Schaden an. Baum- und Pflanzenwuchs gingen ein, die Menschen liefen umher wie die Mähren. Erst durch die Einführung der Ringöfen wurde diesem Uebelstande abgeholfen. Zu den ältesten und berühmtesten Ziegeleien der Mark gehört die von Rathenow, deren schönes hellrotes Material auch in den älteren Berliner Mochbauten, Gerichtslaube, Nikolaische usw. zur Verwendung kam, heute aber nur noch zu Dachziegeln verarbeitet wird. 1750 hatte die Altmark schon 12 Ziegelscheunen auf dem Lande, 1801 deren 17. Die Mittelmark zählte 1780 67, 1801 bereits 97, dazu kamen noch die der Städte, deren Zahl 1780 24 betrug, 1801 schon auf 29 gestiegen war. Jüngeren Datums sind die Ziegeleien bei Regin. Zu Anfang unseres Jahrhunderts kostete der Morgen Land hier noch 10 Thaler, da entdeckte in den dreißiger Jahren der Lehrer Kaselig in seinem Torfmoor Mergel und Thonerde. Im Handumdrehen stiegen die charakteristischen Ziegelöfen aus der Erde. Regin, Tremmen und die Nachbarorte wurden reich durch ihren Landverkauf. Der Entdecker selbst hatte von seiner Entdeckung gar nichts. Andere ernteten die Früchte seines Nachdenkens, er selbst starb 1806 an der

Cholera im Elend. Das größte Ziegelquantum liefern die Ziegeleien zwischen Potsdam und Brandenburg, Köpenick, Storkow, Jossen, Kleinig, Rüdersdorf und Herzfelde, sowie die zwischen Drauenburg und Hermsdorf an der Oberhavel. Sehr geschätzt wird das Material von Bellinchen an der Oder, das vorzüglich für Wasser- und Hochbauten genommen wird. Auch die Ziegeleien am Finowkanal, bei Freienwalde, Eberswalde und Joachimsthal arbeiten gute Steine. —

— Das Frauenstimmrecht in Colorado. Daß sich das Frauenstimmrecht in Colorado bewährt hat, dafür spricht folgende Resolution, die, wie die „Frankf. Ztg.“ mitteilt, das Parlament des Staates mit 45 gegen 3 Stimmen zur Erinnerung an die vor fünf Jahren eingeführte Keuerung angenommen hat:

„In Erwägung, daß gleiches Wahlrecht für beide Geschlechter seit fünf Jahren in Colorado besteht, während welcher Zeit die Frauen es ebenso allgemein ausgeübt haben, als die Männer, und zwar mit dem Erfolg, daß für öffentliche Aemter geeignete Kandidaten gewählt wurden, die Wahlmethode verbessert, die Gesetzgebung vervollkommnet, die allgemeine Bildung gehoben, das politische Verantwortlichkeitsgefühl infolge des weiblichen Einflusses stärker entwickelt worden ist,

beschließt das Unterhaus, daß im Hinblick auf diese Resultate die politische Gleichstellung der Frauen jedem Staate und jedem Territorium der nordamerikanischen Union als eine gesetzgeberische Maßnahme empfohlen werde, die geeignet ist, eine höhere und bessere sociale Ordnung herbeizuführen.“

Eine beglaubigte Kopie dieser Resolution ist durch den Gouverneur von Colorado allen Staaten der Union und der gesamten Presse zugestellt worden. Die Frauen in Colorado besitzen nicht bloß das aktive, sondern auch das passive Wahlrecht, und das Parlament zählt mehrere weibliche Mitglieder. —

### Erziehung und Unterricht.

— In dem „Verein für gesundheitsgemäße Erziehung der Jugend“ hielt Direktor Gutmann einen Vortrag über Taubstummen-Unterricht, den er durch Demonstrationen erläuterte. Zunächst führte er, nach einem Bericht der „Börslichen Zeitung“, eine taubstumme geborene Mutter mit ihren zwei ebenfalls taubstumm geborenen Kindern von 5 und 7 Jahren vor, beide Zöglinge der städtischen Taubstummen-Anstalt. Herr Gutmann zeigt zuerst an diesen Kindern, wie durch Gefühl und Gesicht die Lautsprache bei Taubstummen entwickelt wird. Das ältere, schon seit drei Jahren unterrichtete, offenbar intelligente Kind, sprach deutlich artikuliert, für jedermann verständlich, las die an dasselbe gestellten Fragen vom Munde sicher ab und beantwortete sie ebenso, sagte auch ein kleines Gedicht auf. Die Mutter hielt erst einen Vortrag in der Zeichensprache und übertrug diesen in die allen Anwesenden verständliche Lautsprache. Darauf führte der Vortragende aus, daß es zur Zeit in Deutschland 96 Taubstummen-Anstalten mit ungefähr 7000 taubstummen Kindern gebe, die planmäßigen Unterricht erhielten. Der Unterricht müsse aber möglichst schon im Elternhaus beginnen. Da der Weg zum Gehör verschlossen ist, muß die Lautsprache durch den Gesicht- und Gefühlssinn erschlossen werden. Jeder Laut muß bei dem Kind erst entwickelt werden. Man unterscheidet Schallgehör, Vokalgehör, Wortgehör. Die Taubstummen lernen schließlich so sicher und rasch die Worte vom Munde des Sprechenden ablesen, daß man oft gar nicht weiß, daß man sich mit Taubstummen unterhält. Der Unterricht beginnt mit einer Vorbereitung zum planmäßigen eigentlichen Unterricht. Die Kinder werden zu dem Zweck sehr früh, mit dem sechsten Lebensjahr, ja schon vom fünften ab, in die Anstalt aufgenommen. Der Vortragende hat in der von ihm geleiteten Anstalt sogenannte „Elternstunden“ eingerichtet, in denen die Eltern, besonders die Mütter, sich von den Fortschritten ihrer Kinder unterrichten. Die Einrichtung hat sich gut bewährt. Von den Berliner städtischen Behörden werden zur Erleichterung des Schulbesuchs bedürftiger taubstummer Kinder durch Bemühung von Jahrgelagenheit von der Stadt jährlich 1200 Mark ausgegeben. Und auch nach dem Verlassen der Anstalt wird möglichst für sie gesorgt. Der Vortragende zeigt an einer Reihe von Beispielen und Thatsachen, wie die so ausgerüsteten Taubstummen sehr wohl in die hörenden und redenden Menschheit zu verkehren, wie dagegen die nicht gemeinverständliche Gebärdensprache sie isoliert und auf den Umgang mit Taubstummen verweist. —

### Völkerrunde.

18. Frühlingsceremonien bei den Australiern. In dem neuen Buch der beiden Forscher Spencer und Gillen „The Native Tribes of Central-Australia“ findet sich zum erstenmal ein eingehender Bericht über die eigenartigen totemistischen Gebräuche der central-australischen Stämme. Nach den verschiedenen Tieren oder Pflanzen, die sie als Totems verehren, weil sie den Ursprung ihres Stammes mit ihnen in Verbindung bringen, zerfallen sie in einzelne Totemgruppen. Beim Herannahen des Frühlings veranstaltet jede dieser Totemgruppen zu Ehren ihres Totems feierliche Ceremonien, die Intichiuma genannt werden. Ihr ursprünglicher Zweck ist, für das Wachstum oder die Vermehrung ihrer Totems zu sorgen. Wie Frazer in der „Fortnightly Review“ betont, unterscheidet sich der australische Totemismus von allen anderen totemistischen Systemen dadurch, daß die Australier



im allgemeinen keine Ehen tragen, die ihnen heiligen Totens für ihre Nahrung zu verwenden, während es sonst die Grundregel des Totemismus ist, daß das Totem einer Gruppe nie von dieser verpeist werden darf. Daher wird zu der Ausführung der Ceremonie der Anfang des Frühlings gewählt, weil er die für die Pflanzen und Tiere günstigste Jahreszeit ist. Die Ceremonien entbehren jedes religiösen Charakters. Durch magische Formeln und Gebräuche sucht man das Wachstum der Pflanzen und die Vermehrung der Tiere zu beschleunigen. Einige dieser Ceremonien werden anschaulich geschildert. So geht die des Kasuar-Totem-Stammes folgendermaßen vor sich: Mehrere Männer des Stammes öffnen eine Ader in ihrem Arm und lassen das Blut so lange auf den Boden strömen, bis ein Fleck von 3 Ellen im Geviert damit gesättigt ist. Wenn das Blut eingetrodnet ist, bildet es eine harte Oberfläche, auf der die Männer des Totems in Weiß, Rot, Gelb und Schwarz eine Zeichnung aufmalen, die die verschiedenen Teile des Kasuar darstellt: die Fetteile, die bei den Eingeborenen sehr beliebt sind, die Eier in verschiedenen Stadien der Entwicklung, die Eingeweide und Federn. Darauf verkleiden sich einige Männer, die die Rolle der Auherrren des Kasuar-Stammes spielen, als Kasuare und ahmen seine Bewegungen nach. Auf ihren Köpfen tragen sie heilige Stöcke, vier Fuß lang, die mit Kasuar-Federn geschmückt sind, um den Eindruck des langen Halses und kleinen Kopfes des Kasuar zu erwecken. . . Die Männer des Hakea-Blumen-Totems gehen zu einem Stein, der in einer seichten Grube neben einem alten Hakea-Baum steht. Der Stein soll eine Fülle von diesen Blumen darstellen und der Baum die Stelle bezeichnen, an der ehemals ein Ahne des Stammes stand. Die Männer setzen sich rund um den Stein in die Grube und bitten in ihrem Gesang den Stein, viele Blumen und Honig zu geben. Der eine öffnet eine Ader und läßt das Blut auf den Stein spritzen. Damit will man die Vereitung eines Lieblingsgetränks nachahmen, das man macht, indem man die Hakea-Blume in Wasser steckt. Eine andere Ceremonie wird von den Männern des Känguruh-Totems veranstaltet. Sie begeben sich an den Fuß eines Hügels, auf dessen Abhang, einige zwanzig Fuß über der Erde, zwei Steinblöde, einer über dem anderen, hervortreten. Der eine stellt ein männliches Känguruh dar, der andere ein weibliches. Der Führer der Totemgruppe und ein anderer, der sein Onkel mütterlicherseits sein muß, klettern den Hügel empor und reiben jeder einen Block mit einem Stein. Darauf wird die Felsfläche darunter, die von den Geistern der abgestorbenen Kängurhs heimgejucht werden soll, mit senkrechten roten und weißen Streifen bemalt, um damit die weißen Knochen und das rote Fell des Kängurhs anzudeuten. Alsdann setzen sie sich auf den Felsen und lassen ihr Blut über den Felsenrand fließen, während die anderen Mitglieder der Gruppe unter ihnen sitzen und singen. Durch diese Ceremonie sollen die Geister der Kängurhs aus dem Felsen nach allen Richtungen vertrieben werden, um so die Vermehrung der Tiere zu sichern. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

ss. Von einer brasilianischen Kletterpflanze, *Aurajia albans*, die neuerdings auch nach England eingeführt ist, teilte Lowe in einem Vortrage in der Londoner Linné-Gesellschaft eine interessante Beobachtung mit. Er hatte im vorigen Sommer Gelegenheit, das Gewächs in voller Blüte in dem Garten von Lord Alchester zu Abbotsbury zu studieren. Die Blumen waren von zahlreichen Schmetterlingen, Tagmotten, Bienen, Wespen und großen Fliegen besucht, und der Naturforscher bemerkte bald, daß die Insekten häufig von den Blüten gepackt und eine Zeitlang gefangen gehalten wurden. Sicher fanden sie bei der Pflanze einen reichlichen Nektarschmaus, aber sie mußten ihn sämtlich teuer bezahlen, indem sie ihren Mißfall und zuweilen auch noch ein Wein, das nicht stark genug gewesen war, um sich aus der Klemme zu befreien, einbüßten, nur einige große Hummeln blieben von diesem Schicksal verschont. Zu diesem Zweck ist die *Aurajia* besonders eingerichtet. Sie besitzt oberhalb des Blütenkelches in jeder Ecke eines fünfseitigen Hohlwells, der die Narbe umschließt, flache hornige Platten, die keinen anderen Zweck haben, als die Insekten festzuhalten. Auf der Oberseite der Platte ist nur eine kleine Oeffnung vorhanden, indem ein enger Schlit in jede der fünf Abteilungen des Kegels hineinführt. An den Greifzangen sitzen als Lockpeise gerade die Staubbeutel mit dem süßen Honig. Wenn nun ein Insekt hinzufliegt und seinen Mißfall in einen der Schlitze steckt, so kann es nur entkommen, wenn es sich schließendlich mit dem erbeuteten Blütenstaube davon macht oder indem es den Mißfall zurückläßt. Lowe hat eine ganze Anzahl von *Aurajia*-Blüten erhalten, bei denen sich in jeder der fünf Schlitze des Kegels ein Mißfall von einem Schmetterlinge oder einer Motte fand. —

**Geologisches.**

— Die geologischen Aufnahmen in Balkan, die Toula im Jahre 1875 begonnen, hat dieser Forscher kürzlich mit einer Abhandlung im 63. Band der Denkschriften der Akad. d. Wiss. in Wien abgeschlossen. Wie die „Geographische Zeitschrift“ dieser Arbeit entnimmt, hält Toula den Balkan nicht für ein „einseitiges Schollengebirge“, sondern vergleicht ihn mit den Karpathen. Die Einbrüche, worauf die Thalbedentente zurückzuführen ist, die den Südwest- und den Südrand des Balkans begleitet, entsprechen den

Einbrüchen am Südsüde der Alpen wie der Karpathen. Wie bei den Karpathen liegt im Norden eine ansgedehnte Kreidetafel vor, die bis an die Donau reicht; wie bei diesen treten alte Gebirgsschollen im Süden auf und sind in dem östlichen, größten Einbruchgebiete gewaltige Eruptionsmassen zu Tage gefördert worden. Was die Tektonik der Balkanhalbinsel anlangt, so stellt Toula dem westlichen und nordwestlichen Faltengebirge das östliche und südöstliche Schollengebirge mit dem Balkan selbst gegenüber; die Grenze zwischen diesen Gebieten verläuft ungefähr von Volo zur Mündung der Drina in die Donau. Östlich von dem ausgesprochen gefalteten Gebirge, daß die Streichungsrichtung der dinarischen Alpen anzeigt, schiebt sich zwischen dieses und das derselben Streichungsrichtung folgende osterrbische Faltengebirge eine Scholle älterer Gesteine aus Südost gegen Nordwest ein, die sich weit im Südost an die große rumelische Masse anschließt und sich als ein weit nach Nordwest reichender Teil eines alten Festlandes darstellt, dem vor allem das große, altchallinische Schollengebirge der Rhodope oder des Despotogebirges angehört. In den zwischen den bis her genannten Gebirgen liegenden Landmassen unterscheidet Toula: 1. Das nordbalkanische Vorland; 2. das der Hauptfalte nach gefaltete Balkanystem; 3. das dem Balkan südlich vorgelagerte Mittelgebirge (Serdna Gora) und 4. das Ausbruchsgebirge von Zambol-Aitos-Burgas. —

**Humoristisches.**

— Ein merkwürdiges Gespräch fand unlängst auf einer Station bei Riebnurg zwischen einem Bauern und einem Schalterbeamten statt. Bauer: „He' n Bullet!“ — Beamter: „Wohin?“ — Bauer: „Dat sind mine Salen!“ — Beamter: „Aun, Sie müssen mir doch sagen, wohin Sie fahren wollen!“ — Bauer: „Ja, dat wör schön, jeden od die Nase binnem, wo ed henföhren woll! Bullet Du mi kein Bullet geben?“ — Beamter: „Kein, erst sagen Sie mir gefälligst, wohin, sonst kann ich Ihnent kein Billet geben!“ — Bauer: „Donner joh, dann behol Dir Bullet, dann geh ed to Haut!“ — Sprach's und trat abends 10 Uhr den Weg nach seinem Heimatdorf an, in dem er am anderen Morgen um 5 Uhr ankam. —

— Schlichter Kunde. Herr: „Si der Kunstliebende Rentier eigentlich ein guter Kunde von Ihnen?“

Antiquitätenhändler: „Wahre! Der Mensch handelt mir ja immer von jeder Antiquität ein paar hundert Jahre ab!“ —

— Vereinfachung. Direktor (zum Autor): „Ihr Stück trägt ja gar keine Bezeichnung, ob es ein Trauer- oder ein Lustspiel ist?“

Autor: „Das will ich eben ganz der Auffassung des Publikums überlassen!“ —

**Notizen.**

— Heinrich Pfeil, der Dichter und Lieberkomponist, ist in Gohlis bei Leipzig im Alter von 63 Jahren gestorben. Er ist den Arbeitern durch eine Reihe freigeistlicher Dichtungen, mehr noch aber durch seine Kompositionen von vollständigen Liedern bekannt geworden. So rühren von den bekannten Liedern: Fahr wohl, du Lenzesmorgen, du schöner Maientraum, Still ruht der See, Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben usw. Dichtung und Komposition von ihm her. Er war, wie die „Leipz. Volksztg.“ berichtet, anfangs der neunziger Jahre Dirigent im Leipziger Arbeiterverein. —

— Das Originalmanuskript von Körners „Priny“ ist von der Stadt Dresden für 3500 Mark für das Körnermuseum gekauft worden. —

— Das neue Theater in Hamburg soll bereits am 1. September 1900 eröffnet werden. Es soll 1800 bequeme Sitzplätze enthalten. Die Preise der Plätze werden 50 Pf. bis 3 Mark betragen. —

— In Konstanz hat sich ein Initiativkomitee für den Bau eines Festspielhauses für Wusteraufführungen hervorragender Musikwerke gebildet. Auch Vertreter von Schweizer Gemeinden nahmen an den vorbereitenden Versammlungen teil. —

— Die erste Aufführung von Sardous „Robespierre“ im Londoner Lyceum-Theater mit Sir Henry Irving in der Titelrolle gestaltete sich zu einem großen Erfolge. Das Drama ist noch nicht in französischer Sprache aufgeführt worden. —

— Eine neue Zeitschrift für die rheinische Kunst soll in Düsseldorf vom 1. Oktober d. J. ab erscheinen. —

— In Gölrik ist der Leiter und Begründer der weitbekannten Privat-Nerven- und Geisteskranken-Heilanstalt, Sanitätsrath Dr. Kaßbaum, im 71. Lebensjahre gestorben. —

— Der schwedische Forschungsreisende Dr. Swen Hedin tritt im Sommer abermals eine Reise nach Centralasien an. Diese soll 2 1/2 Jahre dauern. Seine Forschungen werden sich hauptsächlich auf das nördliche und mittlere Tibet richten. Längeren Aufenthalt gedenkt er in Kaskmir und auf dem Karakorum zu nehmen. Von Tibet (vorausgesetzt, daß der Durchzug gelingt) aus begibt er sich nach Indien. —

— Im neuen Jahrhundert werden sämtliche Poststempel der zum Weltpostverein gehörigen Staaten, nach dem Beschluß des Postkongresses in Washington im Jahre 1897, statt wie bisher die volle Jahreszahl nur die beiden Endziffern 00 oder für 1901 01 tragen. —